

Michael O'Loughlin:

**Das neue
Wir-sind-toll-
Irland**

Café, das versucht, einen Irish Pub zu imitieren. Ganz schön verwirrend. Und dazu trifft man auf Leute, die so reden wie die Serienhelden in «Fair City».

Das Tagebuch meiner ersten paar Monate in Dublin ist randvoll mit seltsamen Eindrücken für Auge und Ohr. Ich notierte mir, daß man in den südlichen Vorstädten Dublins mehr cool dreinschauende blondgetönte Typen in Geländewagen rumgurken sieht als in den Mittelklasseghettos südamerikanischer Hauptstädte. Die Schulmädchen in der DART schienen eine fremde Sprache zu sprechen, in der sich strangulierte Altengland-Vokale mühsam mit Redewendungen aus australischen TV-Serien zu arrangieren versuchten. Das eigentlich Beunruhigende war, daß auch die Leute auf RTE so zu reden schienen. Was war bloß mit dem Dubliner Akzent passiert? Sogar Joe Duffy war von diesem Snobismus infiziert. An einem bestimmten Punkt beschloß ich, dem nächsten Menschen den Hals umzudrehen, der mir mit «No problem» kam.

In diesen ersten Monaten kam ich mir vor wie eine Figur aus einem Roman von Saul Bellow. Einerseits sprang mir überall eine ins Kraut schießende Unterschicht ins Auge, die von Drogen, Gangstertum und Armut heimgesucht wurde, und andererseits protziger Wohlstand, gemischt mit Vulgarität und Gleichgültigkeit. Ich verlor richtiggehend die Orientierung, sagte ständig das Falsche und versuchte verzweifelt herauszufinden, wie ich mich zu alldem verhalten und in welchem Tonfall ich andere Menschen ansprechen sollte.

Das Problem ist - und ich bin mir dessen ebenso bewußt wie jeder andere heimkehrende Emigrant -, daß der Tonfall des unschuldig Verzweifelnden dem Gesetz des sich vermindernenden Echos unterliegt. Meine 10jährige Tochter, die noch vor einem Jahr kaum ein Wort Englisch konnte, klingt heute schon so, als habe sie ihr ganzes junges Leben in der DART verbracht. Womöglich haben sich meine Freunde anfangs noch darüber amüsiert, daß ich dauernd nachfrage, wer denn diese Marion Finucane

In the belly

Im Bauch der Bestie

sei, über die sie ständig Witze rissen, aber nach einem Jahr erwartet man jetzt nicht nur, daß ich weiß, wer das ist, sondern auch, daß ich eine Meinung über sie habe. Langsam dämmerte es mir, daß ich mit Irland wie mit einem weiteren neuen Ausland, in das ich kam, umgehen mußte.

Im Ausland überleben bedeutet, Strategien zu entwickeln, um die Gesellschaft zu analysieren und dann entsprechend damit umzugehen. Als erstes lernt man, so Sachen wie Landschaft und Volkstanz zu vergessen. Man erlernt eine Gesellschaft, indem man in den Magen des Untiers hinabsteigt, durch Heirat, Krankenhausaufenthalte, Versicherungsabschlüsse. Am instruktivsten überhaupt ist der Kontakt mit solchen Leuten wie Bankangestellten, Anwälten, Beamten. Man lernt viel von diesen Leuten, von ihrer Kleidung, von den Formulierungen, die sie ständig herunterbeten, von den Momenten, in denen sie einen anders behandeln als andere Leute.

Die absolut lehrreichsten Augenblicke sind die, wenn man irgendwas sagt, und sie glotzen bloß noch sprachlos. Die Sprachlosigkeit bedeutet, daß man an fundamentale Werte gerührt hat, die so absolut sind, daß sie sich aller Frage oder Debatte entziehen. Sie stehen einfach nicht zur Disposition. Auf diese Weise läßt sich rausfinden, welches die untergründigen Werte und Strukturen einer Gesellschaft sind. Man mag sich dem nicht fügen wollen, aber jedenfalls will man doch wissen, was es ist, dem man sich nicht fügt.

Bald sah ich mich veranlaßt, diese Techniken anzuwenden, was das knifflige Thema Wohnen betrifft. Kurz nach meiner Rückkehr schrieb ich in einem Artikel mit einer Art amüsiertem Entsetzen was über den irischen Wohnungsmarkt. Ein Jahr später finde ich's immer schwerer, daran noch irgendwas Witziges zu sehen.

Ganz offensichtlich bewegen wir uns auf

Kommt und tanzt mit mir in Irland», sagte Mary Robinson; also kam ich. Wie Zehntausende Landsleute jedes Jahr packte auch ich meine Koffer, schnappte mir Frau und Tochter (aber nicht die Katze, der absurden Quarantänebestimmungen wegen) und zog zurück in ein Land, das ich vor fast 20 Jahren verlassen hatte. Meine Gefühle waren eine Mischung aus Neugier und Stolz mit einem Schuß böser Vorahnungen darin. Ersteres, weil sich Irland ganz offenbar grundlegend verändert hatte, und zwar in eine Richtung, die mir gefiel, und letzteres, weil mir genug wohlinformierte Freunde vom Schauplatz erzählten, es habe sich nicht viel zum Guten gewandelt. Nach einem Jahr ist es nun Zeit, Bilanz zu ziehen - ein Ausdruck, der dem neuen Irland nur zu angemessen ist.

Anfangs hatte ich nur die besten Absichten. Ich hatte beschlossen, mich wie ein Marsmensch zu benehmen, der Urlaub auf dem Planeten Erde macht. Ich würde meinem Heimatland ohne alle Vorurteile begegnen und es so nehmen, wie es nun war, in seiner ganzen ursprünglichen Pracht des postkatholischen keltischen Tigers. Einmal nach Irland heimgekehrt, würde ich niemals meine Sätze anheben lassen: «Damals während meiner Zeit in ...» Von Anthony Clare hatte ich mir sagen lassen, es sei tabu, auf die außerhalb Irlands verbrachten Jahre anzuspielen. Daran würde ich mich halten. Meine Vergangenheit gehörte schließlich in ein anderes Land.

Anfangs hatte ich schon Schwierigkeiten genug, bloß die äußeren Eindrücke aufzunehmen. Ich hatte reichlich Zeit in liebevoll eingerichteten Irish-Pub-Imitaten diverser europäischer Hauptstädte zugebracht und mich in Heimweh nach dem echten Irish Pub verzehrt. Aber in einem klassischen Fall von Leben, das die Kunst imitiert, sieht der durchschnittliche irische Innenstadtpub jetzt aus wie ein Budapest

of the beast

gesetzlichen Schutz da, sondern auch moralisch werden einem alle Rechte abgesprochen.

eine massive Wohnungsbaukrise zu, aber das Verstörende und Erschütternde ist, daß die Regierung nichts tut, um wirksam einzuschreiten. Als ich zurückkam, rieten mir Freunde, ich solle einen Mietvertrag nicht einmal in Betracht ziehen - Hauskauf sei mit Abstand simpler.

Wenn ich mir auf all das einen Reim zu machen versuche, komme ich zu dem Schluß, das postkoloniale Modell von der irischen Gesellschaft müsse wohl doch zutreffen. Die Unterdrückten werden zu Unterdrückern. Wenige Völker haben sich so sehr wie die Iren auf die Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft von Fremden verlassen, aber wir bekleckern uns nicht gerade mit Ruhm, was unseren eigenen Umgang mit Wirtschaftsmigranten angeht. Zudem ergreifen irische Gesetze (im Lichte unserer Geschichte ziemlich unverständlich) die Partei von Grundeigentümern.

würden die Eigentümer ihre Wohnräume einfach gar nicht vermieten. Man muß kein Kenner der Materie sein, um zu wissen, daß es in einigen europäischen Ländern unter Strafe steht, Wohnfläche leerstehen zu lassen. Ich deutete an, ein solches Gesetz würde die Wohnungsmarktsituation in Irland doch gewiß verbessern können. Das blanke Unverständnis, das auf dem Gesicht des Maklers erschien, zeigte mir, daß ich auf einen der fundamentalen und nichtverhandelbaren irischen Werte gezielt hatte.

Kurz nach seiner Wahl hat der deutsche Finanzminister Oskar Lafontaine darauf hingewiesen, Eigentum bedeute nicht nur Privilegien, sondern verpflichte auch. Irland, das Kuba der kapitalistischen Welt, ist ganz offenbar noch nicht reif für so revolutionäre Ideen. Dieser anrührend naive Glaube an den sakrosankten freien Markt wäre ebenso lachhaft wie die Reden Fidel Castros, wenn man ihn aus sicherem Abstand betrachten würde. Im Bauch des Untiers freilich wirkt er weniger witzig.

Aber gewiß gibt es doch - so fragen Freunde aus dem Ausland - zum Ausgleich all dessen noch das überschäumende kulturelle Leben? Obwohl ich als irischer Schriftsteller klassifiziert werde, habe ich davon bis vor kurzem nicht viel mitgekriegt. In den 80ern kam ich mal nach Dublin, um eine Dokumentation über U2 zu machen. Als Dokumentarist hatte ich nicht sonderlich viel Ausdauer, nach 24 Stunden gab ich auf.

Das ging nicht anders, weil die Leute, die ich interviewte, die üblichen Schickeria-Typen, sich einfach weigerten, meine Fragen zu beantworten. Sie rieben sich nicht so sehr an den Inhalten, auf die ich rauswollte - der skeptische Ton meiner Fragen störte sie. Das war mein erster Kontakt mit dem hysterischen lobeshymnischen Wir-sind-toll-Tonfall, der heute so typisch für das irische Leben ist und von dem ich damals dachte, er beschränke sich auf die kulturelle Bühne.

Jahrelang war mein einziger Draht nach Irland eine gelegentliche irische Zeitung oder eine Channel-4-Dokumentation. Das verführte mich zu einigen ganz seltsamen Fehleinschätzungen. Ein Beispiel ist das mythische Tier namens irische Filmindustrie.

Ein Jahr später weiß ich, was sie meinten. Die Rechte von Mietern in Irland lassen sich bloß noch als Übebleibsel aus dem viktorianischen Zeitalter beschreiben. Ich weiß noch, als Schulkind hab ich was über die Kämpfe der irischen Bauern um solche Sachen wie Verlässlichkeit von Pachtverträgen gelernt. Es ist nicht ganz einfach, die Lage 100 Jahre später als Fortschritt zu begreifen. In mancherlei Hinsicht ist sie heute sogar schlimmer, denn als Mieter steht man nicht nur ohne jeden

Als ich die Situation mit einem Makler diskutierte, wies ich ihn drauf hin, ein bestimmtes Haus, an dem ich interessiert war, stehe nach drei Monaten immer noch leer, einfach weil eine Wuchermiete verlangt werde. Warum werde der Markt nicht kontrolliert, um realistische Miethöhen durchzusetzen? Der Makler erwiderte mit dem Gehabe eines Mannes, der ein zwingendes Argument ins Feld führt: dann



Wenn man irische Journalisten las (wobei die schreibenden allerdings ein kleines bißchen besser sind als ihre Kollegen von der elektronischen Front), mußte man den Eindruck gewinnen, Irland produziere in jenen Jahren cineastische Meisterwerke am laufenden Band. Was Frankreich in den 60ern und Deutschland in den 70ern war, schien Irland in den 90ern. Begierig ergriff ich jede Gelegenheit, geboten durch internationale Filmfestivals und Spätfilme im deutschen Fernsehen, um diese Filme zu sehen - die es seltsamerweise nie ins Kino zu schaffen schienen. Ich merkte aber schnell, entweder hatten die eine Schraube locker oder ich. Ich weiß noch, da gab es einen ganz besonders hochgepushten Film, und ich überredete ein paar Kollegen, ihn sich auf einem Festival anzusehen. Sie gingen schon nach 20 Minuten, nahmen mich aber noch jahrelang hoch deswegen. Nehm ich denen auch nicht übel. Nicht bloß, daß der Film schlecht war - er war so offensichtlich grottenschlecht, daß die Journalisten, die ihn über den grünen Shamrock lobten, mich absichtlich in die Irre geführt haben müssen.

Ein Jahr danach kann ich mich schon etwas besser in ihre Zwangslage hineinversetzen, und ich merk auch, daß mich diese Krankheit ebenfalls befällt. Das kulturelle Irland ist ein Dorf. Vor einem Jahr hätte ich nicht gezögert, den betreffenden Film beim Namen zu nennen. Heute Sorge ich mich, die Mutter des Regisseurs könnte mir in der Grafton Street eins mit der Handtasche überziehen.

Die Wirkung dieses schleichenden Gifts bemerkte ich an mir auch anlässlich des Hypes, der der Uraufführung von Pat O'Connors «Dancing At Lughnas» vorausging. Inzwischen hatte ich gelernt, die Symptome zu erkennen - und es war amüsant, die Medienleute zu beobachten, wie sie sich spreizten, um nicht sagen zu müssen, was sie wirklich von dem Film hielten. Auf lange Sicht allerdings tut sowas dem irischen Film keinen Gefallen.

Warum braucht der normale Neurotiker diese Schönrederei, und warum muß er die kritische Stimme zum Schweigen bringen? Es wäre schön, wenn man es als zwangsläufige Folge jener Mißgunst und Neidgefühle verbuchen könnte, die Irland so sehr

benebelt haben, aber das Pendel ist doch arg weit in die falsche Richtung ausgeschlagen. Irland mag ja reich sein im Vergleich zu dem, was es mal war, aber immer noch ist es ein winziger und ziemlich unbedeutender Teil von einem größeren ökonomischen Ganzen. Der gegenwärtige Wohlstand verdankt vieles äußeren Faktoren, über die wir absolut keine Kontrolle haben. Ist auch gar nicht weiter schlimm oder der Rede wert. Aber dieses obsessive Hype-Getrommel ist eine Art Aberglauben. Dahinter steckt die heimliche Überzeugung, so kraß die Unterschiede und Unausgewogenheiten auch sein mögen, wenn wir uns bloß ständig einhämmern, wir seien ein großes Ländchen, dann würden wir auch eines.

Der mediale Overkill, der sich um Pop-Bands wie U2 und Boyzone dreht, hat nicht nur mit dem Wir-sind-toll-Faktor zu tun. Ich hab ja gar nichts gegen die persönlich - als Ex-Gassenjunge bin ich durchaus bereit, Ellbogenmanieren zu tolerieren. Aber ich bin nicht bereit, diese Jungs wirklich ernstzunehmen. In musikalischer Hinsicht sind sie nicht sonderlich interessant, eher schon als kulturelle Phänomene des späten 20. Jahrhunderts, aber hauptsächlich doch aus rein kommerzieller Sicht. Irland ist ein Land, in dem mit den Pfunden wortwörtlich gewuchert wird. Lobhudelei findet nicht künstlerischer Erfolge wegen statt, sondern finanzieller Erfolge wegen. Weil eben das das Herz des Ganzen ist: das Geld. Im Neuen Irland ist das Geld Moral, Seele und Mekka.

Ich weiß nicht, warum mich das so sehr überrascht hat, aber jedenfalls hat's das. Kurz nach meiner Heimkehr fiel mein Blick auf einen Artikel in einer Frauenzeitschrift, worin ein repräsentativer Schnatterhaufen irischer Mädels behauptete, das Attraktivste an einem Mann sei sein Bankkonto. Es sagt wohl viel über meine Unschuld in Sachen Irland aus, daß ich damals dachte, das sei als Witz gemeint. Es ist noch nicht mal so, daß die Mädchen in andern Ländern sonderlich anders denken würden - bloß würden sie's nie öffentlich zugeben.

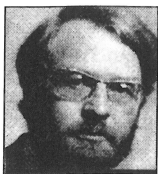
Ich weiß nicht, ob das ein neues Phänomen ist. Schließlich hat schon Yeats über die Sucht der irischen Mittelklasse gelästert, jedem Penny noch einen halben dazuzutun. Könnte

einfach sein, daß diese einstmals verschwindend kleine Klasse überproportional gewachsen und nun ausgezogen ist, die südlichen Vororte der Hauptstadt mit Sinéads und Daras zu bevölkern. Die sind jetzt immer noch am Sparen, bloß haben sie dabei das Beten aufgegeben, und klar ist jedenfalls, daß auch haufenweise neue Autos und Designerklamotten nicht das moralische Vakuum im Zentrum der irischen Gesellschaft werden füllen können.

Warum verstört mich das so sehr? Vom Knast heißt es, er ändere die Insassen nicht, sondern mache sie noch mehr zu dem, was sie sowieso schon sind. Dasselbe gilt fürs Exil. Das Problem ist, ich bin eben kein Marsmensch: ich bin von hier, und ich kann nicht drüber wegsehen, daß mich das alles betrifft. Zweitens kann ich nicht einfach all die Werte und Ideale aufgeben, die ich mir über die letzten Jahrzehnte hinweg außerhalb Irlands zugelegt hab.

In einem Leserbrief an die «Irish Times» hat unlängst ein Ire, der in Finnland lebt, davon gesprochen, er würde ja gern zurückkehren, stoße sich aber an dem Müll auf den Straßen. Ich fand den Brief aus mehreren Gründen ganz bemerkenswert. Ich bin jetzt lang genug wieder hier, um zu wissen, wie exzentrisch dieser Brief vielen Leuten in Irland vorkommen muß. Aber ich weiß genau, wovon er spricht. Der Dreck der irischen Städte ist im Lichte unseres neuerworbenen Wohlstands ein Symbol der irischen Gleichgültigkeit gegenüber der öffentlichen Sphäre, gegenüber jener Republik, die eine Sphäre jener gemeinschaftlichen Werte ist, die tiefer reichen als nur zum traditionellen Rezept eines simplen Nationalismus, gewürzt mit ökonomischem Egoismus. Nach einem Jahr bin ich immer noch auf der Suche nach den Werten, die ich mit meinen Landsleuten gemein habe. James Joyce schrieb einmal: Wir können das Land nicht ändern - wechseln wir das Thema. Freilich kam er nie zurück.

*(Aus der Irish Times vom 26.1.99;
Übersetzung: Friedhelm Rathjen)*



Moore McDowell:

Ist doch
wirklich toll

Where were you in 1970?

Wer wollte es Michael O'Loughlin verargen, daß er die schlimmen Jahre im Ausland verbracht hat? Die späten 70er und der Großteil der 80er waren die «anni horribiles» für Irland, die Jahre, in denen das Land übel regiert und alle Chancen verpaßt wurden. Diese Zeit war ganz scheußlich für Leute, die jung waren oder jedenfalls noch nicht zum alten Eisen gehörten. Im Gegensatz zu Michael O'Loughlin weiß ich, wovon ich spreche: die meiste Zeit, die er weg war, hab ich hier verbracht.

Deswegen find ich's auch gar nicht witzig, wenn jetzt, 20 Jahre später, wo all das überstanden ist, ein älter - aber, wie mir scheint, nicht klüger - gewordener Michael O'Loughlin, frisch zurück in Irland, uns seine besserwisserischen Ansichten über den materiellen und seelischen Zustand unter die Nase hält und uns kollektiv vorhält, wir hätten darin versagt, eine bessere Gesellschaft aufzubauen.

Schauen wir uns die wenigen Fakten an, die sich unter O'Loughlins Stimmungsmache verbergen. Erstens gibt es gar keine Krise des Wohnungsmarktes, und es zeichnet sich auch keine ab. Die Nachfrage nach Wohneigentum ist schneller gewachsen als das Angebot, resultierend daraus, daß es immer mehr Leuten möglich ist, sich auf dem Eigentumsmarkt umzusehen. Die Hauspreise sind hoch, weil die Leute es sich leisten können, und nicht, weil sie's nicht können.

Die heutigen Preise sind so gut bezahlbar wie die vor 20 Jahren. Das Angebot zieht langsam nach, und die Maßnahmen der Regierung werden den Preisen vermutlich innerhalb eines Jahres oder so die Spitze nehmen. Das, was O'Loughlin als Wohnraumkrise sieht, ist einfach bloß Resultat schnellen Wachstums, einer erfolgreichen Wirtschaftspolitik während jener Zeit, da er im Ausland war.

Ich habe keine Ahnung, wieviele Blondsöpfe in Caracas mit Jeeps herumfahren, und mir ist das auch schnuppe.

Aber ich finde es höchst arrogant, wenn ein Schriftsteller Leute dafür kritisiert, daß sie ihr Geld für das ausgeben, was sie gerne haben wollen, bloß weil er das für neu reiches Getue hält. Ich halt's übrigens auch für neu reiches Getue, aber es ist nun mal deren Geld, und ich finde, O'Loughlin sollte die Devise beherzigen: über Geschmack läßt sich nicht streiten.

Stimmt, die Pubs sind etwas auf den Hund gekommen - weil die Zahl der Pubs mehr oder weniger konstant geblieben ist, während die Zahl der Pubgänger gestiegen ist. Na und? Die Lizenzvergabepolitik mag ja bescheuert sein, aber ein Indiz für den moralischen Niedergang des Landes ist sie deswegen noch nicht. Pubs mit mehr Platz und Traditionsbewußtsein, wie Michael O'Loughlin sie von früher kennt, spiegeln eine Zeit, als es sich weniger Leute leisten konnten, auszugehen und sich zu amüsieren. Sollten wir uns das wieder wünschen

Was den Hype und Kommerzrummel um «Künstler» angeht, steht's in Irland nicht anders als in England, Frankreich, Deutschland oder Amerika. Michael soll sich doch mal die Oscarvergabe anschauen, wenn er ein Musterbeispiel für Kunst-Hype, der sich im eigenen Saft suhlt, sehen will. Zur Vorherrschaft des Kommerzes noch dies: erst im 20. Jahrhundert ist man auf die Idee verfallen, hohe Kunst müsse von der Bereitschaft der Leute, was dafür zu bezahlen, getrennt gesehen werden. Michael möge sich doch mal die Renaissance in Erinnerung rufen: Shakespeare schrieb seine Stücke, um Geld damit zu verdienen.

Wäre noch der Müll. Stimmt, die Straßen sind dreckig, und bei uns liegt der Dreck höher als anderswo. Ich habe aber den Eindruck, daß 1. die Straßen auch in den 70ern schon ziemlich dreckig waren und 2. das Müllproblem eher mit ökonomischem Wachstum als mit seelischem Niedergang zu tun hat und 3. man sich dieses Problems inzwischen angenommen hat.

Wie steht's nun also um unseren Wiedergänger aus der Vergangenheit, entsetzt über den Zustand des Landes, das er

neuerdings wieder mit seiner Anwesenheit beehrt? O'Loughlin ist ein klassisches Beispiel für Künstlerneid. Vor 20 Jahren stand's nicht gut um Irland, und heute steht es unvergleichlich besser da. Ein höherer Lebensstandard, zurückgehende Armut und verbesserte Bildungschancen sind, wie ich finde, Fakten, die erfreulicherweise auf eine Gesellschaft hindeuten, die auf dem richtigen Weg ist, nicht auf eine Gesellschaft, die vom rechten Weg abkommt. Die Religionsausübung (womöglich nicht der Glaube an sich) läßt nach, aber meine Erfahrungen im Umgang mit jungen Leuten laufen drauf hinaus, daß deren moralisches Bewußtsein heute besser entwickelt ist als vor einer Generation - man denke bloß an das gestiegene Umweltbewußtsein. Auf den Straßen herrscht Gedränge, aber das heißt nur, daß es mehr Leuten heute besser geht. Ist doch toll!

O'Loughlins eigentliches Problem kommt zum Vorschein, wenn er zugibt, er sei noch auf der Suche nach den Werten, die er mit seinen Landsleuten gemein habe. Seine eigenen Werte scheinen in jener «öffentlichen Sphäre» angesiedelt, von der er da faselt, in «jener Republik, die eine Sphäre jener gemeinschaftlichen Werte ist, die tiefer reichen als nur zum traditionellen irischen Rezept eines simplen Nationalismus, gewürzt mit ökonomischem Egoismus.» Also, ich hab ja nicht wirklich eine Ahnung, was diese Sphäre ausmachen soll, aber das klingt mir doch verdammt nach dem Gegreine darüber, daß die Iren nicht auf die Verlockungen des Sozialismus hereingefallen sind. Das ist, wie man weiß, ein Lieblingsthema unter Künstlern einer bestimmten intellektuellen Clique und findet bereitwilligen Beifall bei denen, die für die Artikelvergabe in dieser Zeitung zuständig sind.

*(Gekürzt; aus der Irish Times vom 11.2.99
Übersetzung: Friedhelm Rathjen)*